

Sam Lloyd

ro
ro
ro

DER

MÄDCHEN

Thriller

WALD





Sam Lloyd

Der Mädchenwald

Thriller

Aus dem Englischen von Katharina Naumann

Über dieses Buch

... und auch so bitterkalt.

Elijah ist ein Einzelgänger, der mit seinen Eltern in einer Hütte im Wald lebt. Er kennt keine Handys und kein Internet, aber er weiß, es ist nicht richtig, dass in dem Keller unter der Erde ein Mädchen gefangen gehalten wird; er weiß, er sollte jemandem von seiner Entdeckung erzählen. Aber er weiß auch, dass sein Leben aus den Fugen geraten wird, wenn die Wahrheit ans Licht kommt. Denn die 13-jährige Elissa ist nicht die erste, die in den Mädchenwald gebracht wurde.

Elissa erkennt, dass ihr nur mit Elijahs Hilfe die Flucht gelingen kann. Doch alle Versuche, den Jungen während seiner täglichen Besuche zu manipulieren, schlagen fehl. Denn er ist sehr viel cleverer, als er zu sein vorgibt. Und er hat längst begonnen, das Spiel nach seinen eigenen Regeln zu spielen ...

Vita

Sam Lloyd wuchs im englischen Hampshire auf. Schon als kleiner Junge dachte er sich Geschichten aus und baute sich Verstecke in den umliegenden Wäldern. Heute lebt er mit seiner Frau und drei kleinen Söhnen in Surrey.

*Für Rae und John Carrington,
die freundlichsten, lustigsten und skandalösesten
Schwiegereltern, die man sich nur wünschen kann.*

Teil I

Elijah

Tag 6

I

Als sie wieder ins Zimmer kommen, sitze ich nicht mehr auf dem Stuhl. Stattdessen habe ich mich auf den Tisch gesetzt und lasse die nackten Beine baumeln. Ein rosafarbenes Pflaster klebt auf meinem Knie. Eigenartig, dass ich mich nicht daran erinnere, wie die Wunde zustande gekommen ist.

Sie ziehen die Augenbrauen hoch, als sie bemerken, dass ich mich umgesetzt habe, aber niemand sagt etwas dazu. Der Tisch ist am Boden festgeschraubt, sodass er nicht umkippen und mich verletzen kann. Mit zehn Jahren habe ich mir einmal das Bein gebrochen, als ich im Mädchenwald herumrannte. Ich bin fast daran gestorben, aber das war vor zwei Jahren. Jetzt bin ich viel vorsichtiger.

«Wir sind jetzt wohl fertig, Elijah», sagt einer von ihnen.
«Freust du dich schon auf zu Hause?»

Ich schaue mich um. Zum ersten Mal bemerke ich, dass das Zimmer keine Fenster hat. Vielleicht liegt das an den Leuten, die sich hier normalerweise aufhalten – böse Menschen, nicht solche wie jetzt bei mir. Diese hier sind Polizisten, auch wenn sie keine Uniformen tragen. Vorhin hat mir der, der mir eine Cola gebracht hat, erzählt, dass sie *Spielkleidung* tragen. Vielleicht hat er auch nur einen Witz gemacht. Für einen Zwölfjährigen habe ich einen ziemlich hohen IQ, aber solche Scherze habe ich noch nie so richtig verstanden.

Einen Moment lang vergesse ich, dass sie mich immer noch beobachten und auf eine Antwort warten. Ich schaue auf und nicke, dabei baumele ich heftiger mit den Beinen. Warum sollte ich mich auch nicht auf zu Hause freuen?

Mein Gesicht verändert sich. Ich glaube, ich lächele.

II

Wir sitzen im Auto. Papa fährt. Zauber-Annie, die auf der anderen Seite des Mädchenwalds lebt, sagt, dass die meisten Kinder heutzutage ihre Eltern Mum und Dad nennen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich das früher auch getan habe. Ich weiß auch nicht, warum ich irgendwann zu Mama und Papa übergegangen bin. Ich lese eine Menge Bücher, hauptsächlich, weil wir kein Geld für neuere Sachen haben. Vielleicht liegt es daran.

«Haben sie dich befragt?», will Papa wissen.

«Worüber?»

«Oh, einfach so.»

Er wird vor einer Kreuzung langsamer, obwohl er Vorfahrt hat. Immer schön vorsichtig, so ist Papa. Immer in Sorge, dass er einen Fahrradfahrer oder jemanden anfahren könnte, der gerade seinen Hund Gassi führt.

«Sie haben mich nach euch gefragt», sage ich.

Auf dem Beifahrersitz wendet Mama den Kopf und sieht ihn an. Papas Aufmerksamkeit bleibt auf die Straße gerichtet. Er hält das Lenkrad ganz sanft, die Handgelenke hat er angewinkelt. Das lässt ihn ein bisschen wie einen bettelnden Hund aussehen, und plötzlich muss ich an den Arthur-Sarnoff-Druck denken, der an unserer Wohnzimmerwand hängt. Er zeigt einen Beagle, der gegen eine Gruppe fieser Hunde mit Zigarren im Maul Billard spielt. Das Bild heißt *Hey! One Leg on the Floor!*, weil der Beagle auf einem Tritt steht, und das ist Mogeln. Mama hasst das Bild, aber ich mag es. Es ist das einzige Bild, das wir haben.

«Was haben sie dich denn gefragt?»

«Ach weißt du, über Papa, so Zeugs. Was du arbeitest, welche Hobbys du hast, solche Sachen.» Ich beschließe, ihre anderen Fragen noch nicht zu erwähnen, meine Antworten ebenfalls nicht. Erst brauche ich noch ein bisschen Zeit zum Nachdenken. In den letzten Tagen ist eine Menge passiert, und ich muss das erst einmal verdauen. Manchmal kann das Leben

ziemlich verwirrend sein, selbst für ein Kind mit einem hohen IQ.

«Und was hast du ihnen gesagt?»

«Ich habe gesagt, dass du Gärtner bist. Und dass du Dinge reparierst.» Ich mache eine Falte in das rosafarbene Pflaster auf meinem Knie und zucke zusammen. «Ich habe ihnen von der Krähe erzählt, die du gerettet hast.»

Wir fanden die Krähe eines Morgens draußen vor der Hintertür. Sie flatterte und hatte einen gebrochenen Flügel. Papa pflegte sie drei Tage lang, fütterte sie mit in Milch getunkten Brotstückchen. Am vierten Tag kamen wir nach unten, und sie war fort. Krähenknochen, sagte Papa damals, wachsen viel schneller wieder zusammen als Menschenknochen.

III

Wir kommen zum Stadtrand. Weniger Gebäude, weniger Menschen. Auf dem Bürgersteig entdecke ich zwei Jungen, die Schuluniformen tragen: graue Hosen, braune Jacketts, abgewetzte schwarze Schuhe. Sie sehen aus, als wären sie ungefähr in meinem Alter. Ich frage mich, wie es wohl ist, Unterricht in der Schule zu haben statt zu Hause. In unserem Haus gibt es kein Buch, das ich nicht mindestens zehnmals gelesen habe, daher bin ich mir ziemlich sicher, dass ich gut

wäre in der Schule. Zauber-Annie sagt, ich hätte einen beachtlichen Wortschatz für mein Alter. Es gab mal einen Dramatiker, der sechzigtausend Wörter kannte. Ich würde ihn gern schlagen, wenn ich kann.

Wir rasen vorbei, und ich lege die Handfläche ans Fenster. Ich stelle mir vor, wie sich die Jungen umdrehen und mir zuwinken. Aber sie tun es nicht, und dann sind sie auch schon fort.

«Hast du auch über mich gesprochen?», fragt Mama.

Ihr Gesicht ist immer noch zur Seite gewandt. Mir fällt auf, wie hübsch sie heute aussieht. Wenn die tiefstehende Sonne durch die Wolken bricht, leuchtet ihr Haar auf wie Piratengold. Sie sieht aus wie ein Engel oder wie eine von diesen königlichen Kriegerinnen, von denen ich gelesen habe: Boudicca vielleicht, oder Artemis. Ich möchte am liebsten nach vorn klettern und mich auf ihren Schoß setzen. Stattdessen verdrehe ich in gespielter Verzweiflung die Augen: «Ich bin doch kein *kompletter* Tölpel. Nur weil ich mich dieses eine Mal verlaufen habe.»

Tölpel ist mein neues Lieblingswort. Letzte Woche war es *Schwadroneur*, ein altes Wort für eine ausnehmend geschwätzige Person. In jedermanns Leben sollte es ein paar Schwadroneure geben, am besten zusammen mit ein paar Tölpeln, die ihnen Gesellschaft leisten.

Ich schaue erneut aus dem Fenster. Diesmal sehe ich nur Felder. «Ich hoffe, Gretel geht es gut.»

«Gretel?», fragt Papa.

Sofort habe ich ein komisches Gefühl im Bauch, eine schmierige Glitschigkeit, als wäre da eine Schlange in mir, die sich windet und ringelt. Gretel, fällt mir wieder ein, ist ein Geheimnis. Ich schaue hoch und fange Papas Blick im Rückspiegel auf. Er hat die Brauen zusammengezogen. Meine Hände beginnen zu zittern.

Ich sehe Mama an. Eine Ader an ihrem Hals pulsiert. «Es *gibt* keine Gretel, Elijah», sagt sie. «Ich dachte, das hättest du verstanden.»

Die Schlange schlängelt sich in meinem Bauch. «Ich ... ich meine doch Zauber-Annie», stammele ich hektisch. «Das ist mein Spitzname für sie. Hab ich mir mal ausgedacht. Nur so aus Quatsch.»

Papas Augen schweben im Rückspiegel. «Ich finde, *Zauber-Annie* passt besser zu ihr als *Gretel*», sagt er. «Oder nicht, Sportsfreund?»

Ich habe einen sauren Geschmack im Mund, als hätte ich in einen Käfer oder in eine Kröte gebissen. Ich fahre mit der Zunge über meine Zähne und schlucke. «Ja, Papa.»

IV

Bei uns zu Hause ist es nicht wie in den Städten, die ich bei Zauber-Annie im Fernsehen gesehen habe. Es gibt hier keine hoch aufragenden Wohnblocks oder Reihen moderner Häuser –

nur Wälder, Felder, Scheunen, Kuhställe und das Herrenhaus, das Rufus Hall heißt. Über das Land verstreut stehen ein paar Stein-Cottages, so wie unseres. Man nennt sie Dienst-Cottages, weil dort früher das Personal wohnte.

Hinter dem Mädchenwald liegt der Knöchelchensee. So heißt der See nicht wirklich – ich glaube, er hat gar keinen Namen. Aber ich habe einmal im Uferschilf drei winzige Knochen gefunden, durch Gelenke verbunden. Sie sahen aus wie die Knöchelchen im Zeigefinger eines kleinen Kindes. Ich habe sie in meine Sammlung von Andenken und seltsamen Funden gelegt, die ich in einer Tupper-Dose unter einem losen Dielenbrett in meinem Zimmer aufbewahre.

Nicht weit vom See liegt der Ort, den ich Schrottstadt nenne. Es ist eigentlich eher ein Lager als eine Ortschaft, eine bunt gemischte Ansammlung von Trucks und Wohnwagen, die vor langer Zeit hier abgestellt wurden und jetzt zu verrostet sind, als dass sie noch wegfahren könnten. Ich habe nie kapiert, warum die Meuniers die Schrottstadt-Leute auf ihrem Land wohnen lassen, aber sie tun es.

Die Meuniers leben oben in Rufus Hall, die beiden ganz allein in einem riesigen Haus. Leon Meunier verbringt die meiste Zeit in London. Aber wenn er auf seinem Anwesen ist, sehe ich ihn oft, dann fährt er mit seinem schwarzen Land Rover Defender herum und macht ein Gesicht, als hätte er Angst, dass ihm der Himmel auf den Kopf fällt. Es wäre toll, einmal das Haus und seine Gärten zu erkunden, aber Papa erlaubt es nicht.

Wir halten vor unserem Haus. Mama senkt auf dem Beifahrersitz den Kopf. Ob sie wohl betet? Ich merke, dass meine Hände aufgehört haben zu zittern. Ich öffne den Gurt und lege die Hand auf den Türgriff, aber natürlich kann ich nicht raus. Meine Eltern haben immer noch die Kindersicherung eingeschaltet, obwohl ich schon zwölf Jahre alt bin.

Ich warte ab, bis Papa mir die Tür öffnet. Dann winde ich mich aus meinem Sitz. Er geht mit schweren Schritten den Gartenweg entlang, die Schultern hochgezogen, als lastete das Leid der ganzen Welt auf ihnen. Mama und ich gehen hinter ihm her.

Die Fenster unseres Cottages sind dunkel, sie geben keinerlei Hinweis darauf, was sich dahinter verbirgt. Es gibt keinen Briefkasten, darum wird die Post an die Meuniers ausgeliefert. Papa bekommt nur selten Briefe, Mama nie. An unserer Tür hängt keine Hausnummer, weil wir nicht in einer richtigen Straße wohnen. Wenn mir jemals jemand schreiben wollte, müsste er auf den Umschlag schreiben: *Elijah North, Gamekeeper's Cottage, C/O LORD MEUNIER OF FAMERHYTHE, Rufus Hall, Meunierfields*. Das ist eine Menge Text.

Ein umgekehrtes Hufeisen hängt über der Tür, damit es uns ein wenig Glück einfängt. Ich gehe darunter hindurch ins Haus.

V

Ich stehe in meinem Zimmer am Fenster. Wir sind seit zwanzig Minuten zu Hause, und ich will unbedingt raus, aber ich darf nicht, noch nicht.

Ich höre, wie die Hintertür aufklappt, und trete näher an die Fensterscheibe. Unten im Garten kommt Papa in Sicht. Er zieht ein Päckchen Mayfairs aus seiner Brusttasche und zündet sich eine an. Er lehnt sich gegen den Kohlenschuppen und bläst eine Rauchwolke in den Himmel. Ich gehe in den Flur, schleiche die Treppe hinunter und durch die Eingangstür nach draußen.

Von unserem Cottage bis zum Mädchenwald sind es nur fünf Minuten zu Fuß. Ich schaffe es in der Hälfte der Zeit, indem ich den Pfad neben dem Brachfeld entlangrenne. Der Himmel lastet wie eine Stahlplatte auf der Landschaft. Der Tag fühlt sich schwer an, als drohte ihn sein eigenes Gewicht zu zerdrücken.

Ich bin schon beinahe dort, als ich das Geschrei höre. Ich fahre herum und sehe eine Krähenfamilie, die sich im Brachfeld zankt. Irgendetwas hat ihr Interesse geweckt – vermutlich die Überreste eines Hasen oder Fasans, die ein Fuchs übrig gelassen hat. Die Leibspeise von Krähen, habe ich einmal gelesen, ist *Aas*.

Ziemlich eklig.

VI

Es ist kühl im Mädchenwald, was merkwürdig ist, weil kaum ein Wind geht. Wasser tropft unablässig vom Laub herunter, das kommt vom Regen heute Morgen. Unter meinen Turnschuhen ist der Waldboden ganz weich und feucht.

Das Brachfeld ist jetzt von den Bäumen verdeckt, und das Geschrei der Krähen dringt nur noch gedämpft herüber. Vor mir nehme ich eine Bewegung wahr. Das könnte alles Mögliche sein, aber es gibt nur einen, vor dem ich mich fürchte. Meine Eltern haben ihn auf dem Weg nach Hause nicht erwähnt, und ich habe extra nicht nachgefragt. Manchmal habe ich Angst, dass seine Macht über mich stärker wird, je öfter ich seinen Namen ausspreche – und dass damit auch seine Grausamkeit stärker wird.

Vielleicht ist *Grausamkeit* nicht ganz das richtige Wort. Einmal habe ich im Fernsehen in Zauber-Annies Wohnwagen einen Weißen Hai die Meeresoberfläche durchbrechen und einen Babyseehund in zwei Teile beißen sehen. Es sah grausam aus, aber das war es gar nicht – es war seine Natur. Der Hai hatte Hunger, und der Babyseehund war seine Beute. Die anderen kleinen Seehunde blieben am Ufer, sobald sie die Rückenfinne des Hais im Meer auftauchen sahen, was wieder einmal beweist, wie wichtig gute Instinkte sind. Gute Instinkte sind etwas, worüber ich ziemlich oft nachdenke.

Jetzt, im Mädchenwald, gehe ich langsamer. Ich habe schon Hirsche zwischen diesen Bäumen gesehen, aber ihr Fell gleicht sich so perfekt den Farben des Waldes an, dass ich oft nur ihre

Augen bemerke. Doch die plötzliche Bewegung eben war kein Hirsch.

Ich überlege, zurück zum Brachfeld zu rennen und von dort aus wieder nach Hause. Aber das geht auf keinen Fall. Ich bin aus einem bestimmten Grund hergekommen, einem Grund, der zu wichtig ist, um mir jetzt in die Hosen zu machen.

Schlechte Instinkte.

Obwohl mein Herz bis zum Hals schlägt, verdrehe ich die Augen. Vor drei Wochen war mein Lieblingswort noch *melodramatisch*. Das ist jetzt ziemlich treffend. Ich weiß nicht *genau*, ob ich schlechte Instinkte habe. Aber ich bin in der Nähe dieses Waldes aufgewachsen und habe dabei gelernt, zweimal hinzusehen, bevor ich meinen Augen traue.

Ich wappne mich innerlich und mache einen Schritt vorwärts. Kein erschrockenes Rehkitz oder Dachs bricht aus dem Unterholz. Keine Eule oder Habicht steigt aus dem Laub über mir hinauf. Ich mache noch einen Schritt, dann einen dritten und schaue mir über die Schulter, um sicherzugehen, dass sich hinter mir nichts anpirscht.

Minuten später trete ich auf die Lichtung, und plötzlich ist mein Mund so trocken wie die Fingerknöchelchen in meiner Sammlung von Andenken und seltsamen Funden.

Es ist ein ziemlich trister Ort, nicht der beste Platz für ein Cottage, was vermutlich der Grund dafür ist, dass es jetzt verfällt. Papa hat einmal erzählt, dass hier früher der leitende Gärtner des Anwesens wohnte, als die Vorfahren der Meuniers noch einen beschäftigten. Was das Cottage so gruselig macht, ist die Tatsache, dass es exakt genauso aussieht wie unseres, bis hin zum Hufeisen über der Tür. Das Hufeisen hier ist allerdings verrostet. Und es hat dem Haus ganz sicher kein Glück gebracht.

Kein bisschen Glas ist mehr in den Fenstern. Die Zweige einer Esche ragen aus dem Raum, der wohl das Wohnzimmer war. Ein paar Ziegel sind vom Dach verschwunden, geplündert, um damit andere Gebäude auf dem Anwesen zu reparieren. Papas Werk, ohne Zweifel – er hasst es, wenn nützliche Dinge verkommen. Die noch vorhandenen Ziegel sind mit Vogeldreck befleckt und von Moos bewachsen, sodass das Cottage aussieht, als hauste dort ein böser Zauberer. Über allem hängt ein Klogeruch, der sich mit dem Gestank von etwas noch Faulerem mischt.

Hätte ich doch nur meine Jacke angezogen. Im Mädchenwald ist es kühl, aber dort, wohin ich gehe, ist es kalt, schmutzig und dunkel. Ich schaue mich noch einmal auf der Lichtung um. Ich sehe blutende Bäume, Farngestrüpp, einen metallenen Himmel, der wie die Klinge einer Guillotine über mir hängt.

In der Nähe der Haustür finde ich einen Fleck auf dem Waldboden, der aussieht, als hätte man die toten Blätter dort aufgewühlt. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich beim letzten

Mal eine Holzkiste mit altem Werkzeug vor dem Eingang gesehen habe. Jetzt ist sie nicht mehr da, aber nirgends, wo sie gestanden haben kann, ist ein Abdruck auf der Erde. Vielleicht täuscht mich meine Erinnerung aber auch.

Ein Schrei durchdringt die Stille. Von einem Baum auf der anderen Seite der Lichtung aus fixiert mich mit einem glänzenden Auge eine Elster. Ich denke an den alten Reim: *Eine Elster fürs Leid*. Ich klatsche in die Hände, aber die Elster schlägt nur mit den Flügeln, fliegt nicht davon. Ein paar Augenblicke später höre ich ein Antwortkreischen. Ich schaue hoch zum eingesackten Dach des Cottages und sehe zwei weitere Vögel dort hocken.

Eine fürs Leid, zwei für das Glück, drei für ein Mädchen.

Eine eiskalte Hand krabbelt mein Rückgrat hinauf. Ich mochte Elstern noch nie. Einmal habe ich eine erwachsene Elster drei Blaumeisenküken aus dem Nest zerren sehen. Sie tötete sie alle, bevor ich sie wegscheuchen konnte. Ich begrub die Küken unter unserem Lorbeerbaum und bastelte aus zwei Lollistielen und einem Stück Draht ein Kreuz. Das Schlimmste daran war gar nicht zuzusehen, wie die Küken starben, oder ihre Leichen aus dem Gras sammeln zu müssen. Das Schlimmste war zuzusehen, wie die Eltern zu ihrem leeren Nest zurückkehrten, verwirrt herumhüpften und nach ihren Babys suchten. Einer von den beiden flog sogar nach unten und besah sich das Kreuz. Ich weinte und weinte, und als Papa nach Hause kam und wissen wollte, was los wäre, konnte ich ihn nicht einmal ansehen.

Über manche Dinge kann man eben nicht sprechen.

Außerdem würde Papa so etwas niemals verstehen.

Ich schiebe die Erinnerung zur Seite und gehe langsam auf das Cottage zu, wobei ich zu ignorieren versuche, wie mich die leeren Fenster anstarren. Ich betrachte die Stelle, an der das Laub aufgewühlt wurde. Die umgedrehten Blätter glänzen wie Nacktschnecken. Ich frage mich, ob hier wohl jemand eine Falle gegraben hat. Vielleicht verdeckt ein Stück Sackleinen unter dem flachen Laubteppich eine steilwandige Grube. Totfallen nennt man die. Manchmal ragen aus ihrem Grund spitze Stäbe hervor, um alles aufzuspießen, was hineinfällt. Manchmal sind sie leer und zwingen denjenigen, der hineingefallen ist, dazu, auf die Rückkehr des Jägers zu warten. Erst dann weiß er, was das Schicksal für ihn bereithält. Am schlimmsten wäre es, denke ich immer, wenn der Jäger überhaupt nicht zurückkehrte und sein Opfer verhungern oder verdursten ließe.

Zauber-Annie hat mir mal eine schreckliche Geschichte erzählt, über einen Papa-Fuchs, der auf der Jagd nach Nahrung für seine Familie in eine Totfalle fiel. Mama-Fuchs versuchte ihn zu retten, indem sie ihm ein Seil hinunterwarf, aber als sie ihn hochziehen wollte, glitt sie aus und rutschte ebenfalls hinein. Als sie erfuhren, was passiert war, bildeten die fünf Kinder mit ihren Körpern eine Kette, um ihre Eltern zu retten. Der älteste Sohn verbiss sich in einem Baumstamm, während sich seine Brüder und Schwestern ins Loch hinabsenkten. Mama-Fuchs begann, an ihren Kindern emporzuklettern, und

sie war schon halb oben, als Papa-Fuchs ihr folgte. Aber das Gewicht von beiden war zu schwer für den ältesten Sohn, und als seine Kiefer nachgaben, fiel seine ganze Familie ins Loch. Er blieb fünf Tage am Rand sitzen und sah zu, wie seine Eltern und Geschwister starben, und dann starb er ebenfalls – nicht vor Hunger oder Durst, sondern an gebrochenem Herzen.

Ich fand die Geschichte in keinem Buch, weshalb ich mich frage, ob Zauber-Annie sie sich vielleicht ausgedacht hat. Oft habe ich versucht mir auszumalen, was passieren würde, wenn ich in eine solche Falle fiel. Papa könnte sich an einem Baum festklammern, aber er hat ja nur Mama, die ihm helfen könnte, und wie sollten sie da tief genug in die Grube gelangen, um mich zu retten?

Darüber kann ich jetzt nicht nachdenken. Da ist keine Totfalle unter diesem Laub. Ich *prokrastiniere*, was bedeutet, dass ich etwas hinausschiebe, was ich nicht tun will, aber tun muss. Ich schließe die Augen, um mich zu beruhigen, zähle bis zehn und dann wieder rückwärts bis eins. Ich stoße alle Luft aus meinen Lungen und atme wieder tief ein. Schließlich öffnen sich meine Lider.

Merkwürdigerweise scheint das Cottage jetzt näher zu sein, als hätte es sich an mich herangeschlichen, während ich die Augen geschlossen hatte.

Angewidert schüttele ich den Kopf. «Tölpel», murmele ich. «Melodramatischer Tölpel.»

Oben auf dem Dach krächzt eine der Elstern und schüttelt die Flügel.

Ich schleiche auf den Eingang zu. Die Tür steht halb offen und gibt ein schmales Rechteck Dunkelheit preis. Ich drücke mich noch ein wenig draußen herum und sammle Mut. Dann trete ich ein.

VIII

Drinne ist mehr auf meine Nase als auf meine Augen Verlass, als hätte ich mich, kaum, dass ich die Schwelle überschritten habe, in eine Art Bluthund verwandelt. Ich nehme ein Mischmasch unterschiedlicher Gerüche wahr: Schimmel und Rost, klammer Mörtel und nasse Asche; stockfleckige Vorhänge, feuchter Putz, morsches Holz. Darüber legen sich Gerüche aus einer anderen Zeit, die meine Phantasie mir vorgaukelt: Holzrauch, geräucherter Speck, der Hefeduft von frischem Brot.

So tief im Wald gab es früher keine Elektrizität oder Gas. Wasser musste aus dem Brunnen in der Nähe des Knöchelchensees geholt werden. Licht spendeten Talkkerzen und Lampen, die mit dem Öl gefüllt wurden, das man aus Fisch, Kerosin oder Senf gewann. Zumindest erzählt Papa das.

Jetzt, da mich alte Geister in der Nase kitzeln, trete ich tiefer in die Ruine hinein. Ihr Grundriss ist exakt der gleiche wie der des Cottages meiner Eltern, und das ist verwirrend. Es kommt mir vor, als hätte ich mich in die Zukunft katapultiert und sähe unser Zuhause, wie es nach irgendeiner Katastrophe aussehen

könnte: nach einer Alien-Invasion, einer Zombie-Plage oder einem weltweiten Nuklearkrieg.

Die Tapeten hängen wie alte Haut von den Wänden und geben den mit schwarzem Pilz überwucherten Putz darunter frei. Ein Schrank aus zerkratztem Hartholz steht neben der Treppe, flankiert von einer Reihe rostiger Benzinkanister.

Links gähnt der Eingang zum Wohnzimmer. Darin steht die Esche, so seltsam und fehl am Platz, dass sie mir ganz unwirklich vorkommt. Die obersten Äste drücken gegen die Decke. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie hindurchbrechen werden.

Ich gehe durch den Flur zur Küche, und meine Turnschuhschritte klingen ganz abgekoppelt von meinen Bewegungen, wie in einem alten Kinofilm, in dem es eine Verzögerung zwischen Bild und Ton gibt. Einen Moment lang überlege ich, ob ich wirklich hier bin, aber ich müsste schon ziemlich verrückt sein, um mir so eine Situation zusammenzuträumen und mich auch noch selbst in den Mittelpunkt der Geschichte zu setzen.

Freust du dich schon auf zu Hause, Elijah?

Die Frage des Polizisten im Vernehmungszimmer kommt mir wieder in den Sinn. Aber das hier ist nicht mein Zuhause, nur ein schmutziges Spiegelbild davon. Ich trete in die Küche und wiederhole es in Gedanken:

Das hier ist nicht mein Zuhause.

IX

Das hier ist nicht meine Küche. Hier brummt kein Kühlschrank, tickt keine Uhr an der Wand. Efeu ist von draußen hereingewachsen und kriecht wie ein Ausschlag über die Decke.

Trotz der kaputten Fenster und der frei zirkulierenden Luft hier drin bemerke ich den schwachen Duft von etwas, das bisher noch nicht da war. Er ist nicht unangenehm, aber ich bekomme einen Riesenbammel. Eine Brise bewegt die Efeublätter und lässt sie flüstern, dann ist der Duft schon verweht.

Zu meiner Rechten liegt die Tür zur Vorratskammer. Als ich die Klinke hinunterdrücke und sie öffne, gibt sie kein Horrorfilm-Quietschen von sich, auch kein Knarren ungeölter Angeln. Die Dunkelheit dahinter ist so tief wie in einer Höhle.

Ich hole meine Taschenlampe heraus und schalte sie an. Der Lichtschein ist schwach und gelb und flackert bei der geringsten Bewegung. Er erhellt einen Boden mit Sprüngen in den Fliesen und die Spinnweben, die wie Lumpen von der Decke hängen. Im hinteren Teil, hinter den Regalen, in denen noch ein paar vergessene Gläser mit Eingemachtem stehen, gähnt ein tiefschwarzes Quadrat, das mein Licht vollkommen schluckt, weil das der Eingang zum Keller ist, in dem ich sie gefunden habe. Der Keller, in dem sie hoffentlich noch ist.

X

An diesem Punkt brauche ich doch meinen ganzen Mut. Polizeiwachen und Totfallen sind im Vergleich zu dem hier gar nichts. Seit ich denken kann, habe ich Angst vor engen Räumen. Immer wieder träume ich, dass ich unter der Erde eingeschlossen bin. Diese Mauern hier sind ziemlich dick, aber die Esche im Wohnzimmer hat die Decke über sich verformt. Wenn das Gebäude zusammenbricht, während ich im Keller bin, wer weiß, ob ich dann lange genug überlebe, bis man mich ausgräbt? Papa würde kommen und nachsehen, daher fürchte ich mich nicht davor, zu verhungern oder zu verdursten, aber wie viel Luft brauche ich? Und wie soll ich zurechtkommen, wenn die Batterien in meiner Taschenlampe leer sind?

Ich gehe zum Eingang des Kellers und beginne schließlich hinabzusteigen. Die Stufen bestehen aus Steinblöcken und sind vor Feuchtigkeit ganz glitschig. Auf halbem Weg nach unten macht die Treppe eine Kehrtwendung, und die graue Öffnung hinter mir verschwindet. Dieser Geruch nach etwas Nicht-ganz-Richtigem wird stärker, ein saubererer Geruch in all dem Verfall.

Bald bin ich am Fuß der Treppe. Der Boden hier ist uneben, teils nur festgetretene Erde, teils fester Stein. In einer Ecke liegt ein Metallfass, das vor lauter Rost ganz orangefarben ist und schon zu zerfallen beginnt. Ich gehe daran vorbei und stehe vor

einer Wand, die diesen Teil des Kellers abtrennt von dem, was dahinterliegt.

XI

Die Wand besteht aus der gleichen Verschalung, mit der die Fenster verlassener Geschäfte verrammelt werden, in die Mitte hat jemand eine Tür gesägt und die schlanken Dreiecke zweier großer Scharniere daraufgeschraubt. Das Metall schimmert kalt und hell. Die Türzarge ist zur Abdichtung mit schwarzem Gummi gesäumt. Drei riesige Türriegel sorgen für Sicherheit. Der auf Brusthöhe ist normalerweise mit einem Vorhängeschloss gesichert. Ich trage den Schlüssel in meiner Tasche, aber heute werde ich ihn nicht brauchen. Denn das Vorhängeschloss ist verschwunden.

In meiner Bestürzung fummle ich an der Taschenlampe herum und lasse sie beinahe fallen. Eine verrückte Sekunde lang hüpfet der Lichtstrahl um mich herum. Die Schatten flattern von den Wänden wie Fledermäuse. Ich will die Treppe hinauf in den Mädchenwald fliehen, aber ich trage Verantwortung. Ich bin Teil des Ganzen. Was hier unten in diesem Keller geschieht, geschieht meinetwegen.

Ein übler Geschmack ist jetzt in meiner Kehle. Ich greife nach dem obersten Riegel und lasse ihn zurückgleiten. Ich halte inne und neige den Kopf. Habe ich da gerade etwas gehört? Da

unten, in der Finsternis? Oder von oben? Ich muss an die Äste der Esche denken, die gegen die Wohnzimmerdecke drücken, und schiebe den zweiten Riegel zurück, bevor ich es mir anders überlegen kann.

XII

Es hat keinen Sinn, herumzutrödeln. Nichts hinter dieser Tür kann mir etwas anhaben. Da bin ich mir sicher. Stattdessen mache ich mir Sorgen, dass ich womöglich etwas so Schreckliches sehe, dass ich es nie wieder aus meiner Erinnerung tilgen kann.

Ich lege die Hand auf den letzten Riegel und schiebe ihn zurück.

Ich zögere.

Lausche.

Kein Geräusch durchdringt die Stille. Kein flüsternder Hauch.

Ich packe den Griff, drehe ihn im Uhrzeigersinn und ziehe. Das Gummi ächzt, als sich die Tür aus ihrem Rahmen löst. Ich trete zurück und blinzele in die Dunkelheit.

Der Geruch, der mir entgegenschlägt, ist derselbe, den ich auch schon oben wahrgenommen habe, aber viel stärker, so scharf, dass mir die Tränen in die Augen treten. Ich erkenne ihn: Bleichmittel.

Kein zitroniges Putzmittel, sondern das Zeug, das einem in die Nase dringt und sich anfühlt, als ätzte es einem die Haare weg.

Die Kammer hat bisher nicht so gerochen. Ich fürchte, dass während meiner Abwesenheit etwas Ungeheuerliches passiert ist. Ich trete ein, leuchte mit meiner Taschenlampe und weiß, dass ich richtigliege.

XIII

Genau wie im ganzen Keller ist der Boden hier mit kleinen spitzen Steinchen bedeckt. Sie drücken durch die dünnen Sohlen meiner Turnschuhe und tun mir weh. Drei Wände, die zum Fundament des Cottages gehören, sind aus grobbehauenen Stein, die vierte besteht aus denselben dicken Holzfaserplatten, die ich schon von außen gesehen habe.

Jemand hat sich mit der Konstruktion eine Menge Mühe gemacht. Die falsche Wand ist dreißig Zentimeter dick. Der Hohlraum ist mit Material zur Schalldämmung in Plastiktüten gefüllt. Jemand hat wohl irgendwann versucht, die Tür von innen zu beschädigen. Tiefe Kratzer ziehen sich durchs Holz.

Ich kann kaum atmen, aber irgendwie schaffe ich es doch zu sprechen. «*Gretel?*»

Der Name hallt von den Wänden wider. Hier drin klingt meine Stimme tiefer, kehliger, als hätte mich der Keller um

fünfzig Jahre altern lassen.

«Gretel», wiederhole ich, und jetzt klingt meine Stimme noch verzerrter. Die Taschenlampe huscht wild durch den Raum. Ich versuche, sie gerade zu halten, richte den Lichtschein direkt in die Mitte der Kammer. In das Fundament hat jemand einen u-förmigen Bolzen versenkt, in dem ein Eisenring hängt.

Bisher war Gretels Kette immer an diesem Ring befestigt. Aber jetzt sind sowohl die Kette als auch das Mädchen fort.

Die Dämpfe des Bleichmittels füllen meine Kehle aus. Mein Magen scheint nach unten zu sacken, und ich muss würgen. Ich leuchte mit der Taschenlampe in der Kammer herum und sehe, dass das Kissen, der Wascheimer und die provisorische Toilette ebenfalls verschwunden sind. Der Boden sieht aus, als hätte ihn jemand gescheuert. Ich will gar nicht darüber nachdenken, was da weggeschrubbt wurde oder was dieser antiseptische Geruch bedeutet.

Das hier ist meine Schuld. Alles.

Es ist zu viel. Meine Taschenlampe fällt klappernd auf den Boden und erlischt. Schwärze strömt herein. Ich verliere jeden Sinn für mich selbst, ich weiß nicht mehr, was wirklich ist und was nicht. Ich höre gedämpfte Schreie und kann kaum glauben, dass es meine eigenen sind. Plötzlich bin ich überzeugt davon, dass ich diesen Raum mit etwas Feindseligem teile, mit etwas, das Klauen und Zähne hat. Ich drehe mich um, renne blind zur Tür, schätze ihre Lage falsch ein und knalle mit der Schulter gegen den Türrahmen, sodass ich zu Boden stürze. Ein scharfer Stein reißt mir das Knie auf. Der Schmerz ist wie ein

elektrischer Schlag, der mein Knie hinauffährt und in meinem Hirn explodiert. Wie ein Krebs krieche ich aus der Kammer und immer weiter, bis meine Arme gegen die unterste Kellerstufe stoßen. Die Schwärze wird grau. Der Schatten wird zu Licht. Ich sehe eine efeubewachsene Zimmerdecke, eine pilzüberwucherte Wand. Dann bin ich wieder auf den Knien, diesmal draußen, zurück im Mädchenwald, wo ich die Luft in tiefen Zügen einsauge. Die Bäume stehen um mich herum wie Wölfe, die sich zum Töten zusammengerottet haben. Etwas kreischt in meinen Ohren. Die Elstern sind zurückgekehrt: drei auf einem Zweig in der Nähe, vier auf dem eingesunkenen Cottage-Dach: *sieben für ein Geheimnis, das keiner wissen soll.*

Ich weiß nicht, was ich denken soll.

Ich weiß nicht, was ich tun soll.

Gretel ist fort. Und es ist alles meine Schuld.

Elissa

Tag 1

I

Heute ist Samstag, was bedeutet, dass Schachtag ist, obwohl in Wirklichkeit jeder Tag ein Schachtag ist, denn sie denkt an nichts anderes. Trotzdem ist dieser etwas ganz Besonderes, denn heute findet ein Grand-Prix-Turnier für die Englische Jugend statt, für das sie gefühlt ihr ganzes Leben lang geübt hat.

Die einhundert Pfund Preisgeld für den Gesamtsieger sind nur eine kleine Summe, aber Geld hat sie nie interessiert. Sie besitzt bereits ein Set von Staunton-Schachfiguren, handgeschnitzt aus brasilianischem Rosenholz, das einzige Geschenk von Wert, das ihr Papa ihr jemals gemacht hat. Sie sind dreifach gewichtet und gleiten auf weichem Leder sanft über das Spielfeld. Abgesehen von den Stauntons braucht sie nur ein Schachbrett, und das besitzt sie ebenfalls: eine Platte aus solidem Hartholz mit Intarsien aus Ahorn- und Anegreholz. Ihre Mum hat es ihr in einem Online-Shop gekauft, bald nachdem ihr Papa aufgehört hatte anzurufen. Um es sich leisten zu können, musste Mum vierzehn Tage lang Bohnen aus der Dose essen. Das Einzige auf der ganzen Welt, das Elissa will